

Heimat ist immer und nie.

„Heimat“, so konnte man in einem Beitrag der Hamburger Wochenzeitschrift „Die Zeit“ (Oktober 1984) lesen, sei ein Begriff, der Wehmut auslöse: „Doch das Wort klingt erst schön, seit es die Sache nicht mehr gibt“.

Heimat wird nun jenseits aller Tümelei und von falschen Begriffen befreit neu reflektiert. Das war rund fünfzig Jahre hindurch (oder auch schon länger) fast nicht möglich, weil der Begriff „Heimat“ von jenen besetzt worden war (und in bestimmten Provinzen noch immer besetzt erscheint), die ihn für durchsichtige politische Zwecke usurpiert, denaturiert und damit auch von einer Tradition abgelöst hatten, die von Schriftstellern und Dichtern in einer alles andere als unkritisch verstandenen Haltung gebildet worden war.

Ein beträchtlicher Teil aller Literatur kann nämlich in gewisser Weise als Ausdruck der Suche nach einer Heimat angesehen werden. Entweder handelt es sich um die Evokation jenes Raums, in den einer hineingeboren wurde oder es handelt sich um die Suche nach einem Ort der Identifikation – mitunter kann sich das eine mit dem anderen verbinden.

Aus ihr, der Literatur, lassen sich die Maßstäbe für die Beurteilung dessen gewinnen, wie mit dem Begriff „Heimat“ umgegangen oder wie er wiedergefunden werden kann. Der Umgang mit ihr lehrt, den falschen Ton so vieler Heimatdichter von jenem zu unterscheiden, der in der Heimat das Große, erst zu gewinnende und nicht das Kleine, scheinbar Unverrückbare

sucht. Poesie entsteht aus einem Sehen heraus, das ein zu Bewahrendes einschließt, es aber entfliehen läßt, wenn es die Flügel beschwert, mittels derer der Künstler die ihn bedrohende Enge flieht. Schließlich birgt jede Art von Heimat immer auch den Konflikt. Wer ihm zu entgehen sucht, beginnt zu lügen.

Unter wievielen Heimaten, solchen mit und ohne Anführungszeichen, läßt sich unterscheiden?

Vom gängigen Heimatbegriff bis zur geistigen Heimat gibt es viele Zwischenheimaten. Wer zunächst über jene nachdenkt, die sich ausschließlich mit einem als „Heimat“ erkannten Koordinationspunkt all ihrer Interessen und Lebensgefühle befassen, gelangt zu den sogenannten Heimatdichtern. Für sie bildet Heimat jenen Hort, den es nach außen hin abzuschirmen gilt, da offenbar ständig bedroht. Was jenseits der engen Heimatgrenze besteht, gilt mitunter als feindlich. Jenseits der Grenze beginnt der Lebensgraus. Wer sich dort wohlfühlt, kann nur ein heimatloser Geselle sein oder einer, der die Heimat schon dadurch „verraten“ hat, daß er ihr – als einem Beschwernis, das es ja in jedem Fall auch ist – zu entkommen suchte. Manchmal tut er es gar nicht freiwillig, ekeln ihn die „Heimatstreuen“ einfach hinaus.

Ihr Heimatbegriff ist ein anderer als jener der großen Dichter, die auch eine Heimat haben oder suchen und beschreiben. Aber sie meinen eine andere Heimat, weil sie etwas anderes erfahren haben und erfahren wollten als die Heimatdichter, die es vielleicht

nur aus Mangel an Talent oder Möglichkeiten geworden sind, die sich aber expressis verbis als solche verstehen oder bezeichnen lassen.

Die Erfahrenen sehen das Vertraute mit Abstand. Seit Friedrich Hölderlin wissen sie, daß es etwas „falsch anklebend der Heimath“ und etwas „der Schwere spottend der Mutter ewig im Schoße“ liegendes gibt.

Für sie ist Heimat etwas, das mit einem Nachdenken über sich selbst, erfahrene Freuden und Leiden, auch Beleidigungen zu tun hat. Über die Position, die ein Mensch einnehmen kann, dem Heimat entschwunden ist und der sich Heimat neu erobern, sie auf andere Weise wiedergewinnen muß als eine Wirklichkeit, die sich mit jener der Sonntagsheimat der Heimatdichter nicht decken kann.

An dieser Stelle ist ein kleiner Exkurs am Platz.

Der Begriff „Heimat“ tritt auf, als Heimat aufhörte, etwas Selbstverständliches zu sein. Dieser Vorgang verläuft parallel zum beginnenden Industriezeitalter, mit dem, was wir Aufklärung nennen, die jenen Verlust mit sich brachte, den die Romantiker wieder auszugleichen suchten. Zuvor war, was unter Heimat subsummiert werden konnte, ein auf Besitzverhältnisse, Abhängigkeiten und Privilegien verweisendes Wort. Das hatte auch mit Härte und Schrecken zu tun. Eine eigentliche Heimat hatten schon damals die von Hof zu Hof ziehenden Mägde und Knechte nicht, auch die Wanderhändler kannten sie kaum, schließlich die sich in Städten assimilierenden Brotsuchenden. Hei-

mat war, was sie zurückließen, woraus sich für die Generation der Fortgezogenen sentimentale Bezüge ergeben konnten. Das ist Roseggers „Waldheimat“. Die Jungen erfahren als Heimat, was den Alten keine sein konnte.

Die Vertriebenen und Exilierten haben dann eine eigene Poesie entwickelt, die sich über jene der Daheimgebliebenen erhob. Der erste Satz in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ von Theodor Fontane lautet: „Erst die Fremde lehrt uns, war wir an der Heimat besitzen“. Und dann: „Die Fremde . . . lehrt uns nicht bloß sehen, sie lehrt auch richtig sehen. Sie gibt uns . . . das Maß für die Dinge“.

Die bürgerliche Sonntagsheimat degradierte indessen, wie der deutsche Schriftsteller und Philosoph Walter Jens erkannte, zu einem „Kunst-Produkt, für das keine Wirklichkeit stand“. Dieses Kunstprodukt entsteht als „Heimatbewegung“ eben mit der beginnenden Industrialisierung; schließlich wird es verpolitisiert. Dort scheinen wir in bestimmten Bereichen noch immer zu stehen.

Wilhelm Raabe hat diesen Zustand schon in seinem „Abu Telfan“ charakterisiert: „Das germanische Spießbürgertum fühlte sich dieser fabelhaften, zerfahrenen, aus Rand und Band gekommenen, dieser entgleiten, entwurzelt, quer über den Weg geworfenen Existenz gegenüber in seiner ganzen, Staats- und Kommunalsteuer zahlenden, Kirchstuhl gemietet habenden, von der Polizei bewachten und von sämtlichen fürstlichen Behörden überwachten

gloriosen Sicherheit“.

Die Lehre der Dichter ist, wieder nach Walter Jens: „Heimat ist allein dort, wo Provinzialität durch weite Horizonte, Selbstbewußtsein durch Offenheit gegenüber den Fremden konterkariert wird“.

Heimat läßt sich überall finden, unter Umständen nur nicht dort, wo man einmal Heimat verlassen hat, die man als etwas Entstelltes wiederfindet, mit entstellten Menschen, entstellten Häusern, einer entstellten Landschaft und einer entstellten Sprache – entstellt insofern, als sie verstellt was eine schlechte Wirklichkeit und Kommunikationslosigkeit mit dem Draußen, der Welt, der Weltheimat ausmacht.

Heimat findet sich dort, wo jene „vortrefflichen Menschen“ zu finden sind, von denen Goethe dem Eckermann gegenüber erklärt, daß er im Umgang mit ihnen finde, was er eine „Heimat“ nenne, „zu der man immer gerne wieder zurückkehrt“.

Sie wird zum geistigen Begriff, zur „Geistesrepublik“, in der sich auch jener eine Heimat schaffen kann, der „Heimatlosigkeit“ nach Martin Heidegger als „Weltschicksal“ erfährt. Also ist Heimat nirgends und überall zu finden. Aber als ein Zuhause, das an keinen Ort sondern an Zustände gebunden ist, wie Menschen sie sich schaffen oder von sich fern halten, wenn es sich um die Ersatz-, die Retortenheimat handeln sollte. Wie das geschieht, dafür liefert auch die zeitgenössische Literatur zahlreiche Belege.

Wer sich anschickt, die falsche Heimat, die Surrogatheimat oder auch nur jene Heimat zu verlassen, die eine verletzt

und damit auf besondere Art ausgebürgert hat, der sie verlassen hat, um eine andere, wahrere zu erreichen; und wenn einer dann versucht, Vorgänge zu beschreiben, die einen notwendigen Abnabelungsprozeß zu bedingen schienen, gilt dann bei den provinziellen Biedermännern und falschen Hütern des Traditionellen als „Nestbeschmutzer“. Daher wird, wer Heimat als das Verkommene, Entstellte zu seinem Thema macht, wie das etwa Thomas Bernhard tut, zur persona non grata für jene, die es nicht aufgegeben haben, einem pervertierten, zum Beispiel dem „völkischen“ Heimatbegriff oder einfach nur dem der Spießler zum Opfer zu fallen.

Peter Handke hat darüber wieder aus der Ferne nachgedacht, und zwar in seinen „persönlichen Bemerkungen zum Jubiläum der Republik“, das ist die österreichische, könnte aber auch eine andere sein, und zwar 1979/80: „Aber das Land“, so sagt er, „ist für jemanden wie mich aus der Ferne wichtig geworden. Ich denke oft an die Hügel mit den Fichtenwäldern und an all die lebendig begrabenen Leben in dem vielfältigen Land, die nicht das Glück gehabt haben, sich wenigstens halbwegs frei zu schaufeln wie zum Beispiel ich. Ich bin Schriftsteller geworden und habe mehr denn je das Gefühl, es den anderen schuldig zu sein, für sie zu schreiben. Es geht gar nicht anders. Ich bin kein Revolutionär, von dem man sagt, er müsse sich bewegen wie ein 'Fisch im Wasser'. Aber ich spüre doch beim Schreiben immer mehr die Notwendigkeit, dem Land,

mat war, was sie zurückließen, woraus sich für die Generation der Fortgezogenen sentimentale Bezüge ergeben konnten. Das ist Roseggers „Waldheimat“. Die Jungen erfuhren als Heimat, was den Alten keine sein konnte.

Die Vertriebenen und Exilierten haben dann eine eigene Poesie entwickelt, die sich über jene der Daheimgebliebenen erhob. Der erste Satz in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ von Theodor Fontane lautet: „Erst die Fremde lehrt uns, war wir an der Heimat besitzen“. Und dann: „Die Fremde . . . lehrt uns nicht bloß sehen, sie lehrt auch richtig sehen. Sie gibt uns . . . das Maß für die Dinge“.

Die bürgerliche Sonntagsheimat degradierte indessen, wie der deutsche Schriftsteller und Philosoph Walter Jens erkannte, zu einem „Kunst-Produkt, für das keine Wirklichkeit stand“. Dieses Kunstprodukt entsteht als „Heimatsbewegung“ eben mit der beginnenden Industrialisierung; schließlich wird es verpolitisiert. Dort scheinen wir in bestimmten Bereichen noch immer zu stehen.

Wilhelm Raabe hat diesen Zustand schon in seinem „Abu Telfan“ charakterisiert: „Das germanische Spießbürgertum fühlte sich dieser fabelhaften, zerfahrenen, aus Rand und Band gekommenen, dieser entgleisten, entwurzelten, quer über den Weg geworfenen Existenz gegenüber in seiner ganzen, Staats- und Kommunalsteuer zahlenden, Kirchstuhl gemietet habenden, von der Polizei bewachten und von sämtlichen fürstlichen Behörden überwachten

gloriosen Sicherheit“. Die Lehre der Dichter ist, wieder nach Walter Jens: „Heimat ist allein dort, wo Provinzialität durch weite Horizonte, Selbstbewußtsein durch Offenheit gegenüber den Fremden konterkariert wird“.

Heimat läßt sich überall finden, unter Umständen nur nicht dort, wo man einmal Heimat verlassen hat, die man als etwas Entstelltes wiederfindet, mit entstellten Menschen, entstellten Häusern, einer entstellten Landschaft und einer entstellten Sprache – entstellt insofern, als sie verstellt was eine schlechte Wirklichkeit und Kommunikationslosigkeit mit dem Draußen, der Welt, der Weltheimat ausmacht.

Heimat findet sich dort, wo jene „vortrefflichen Menschen“ zu finden sind, von denen Goethe dem Eckermann gegenüber erklärt, daß er im Umgang mit ihnen finde, was er eine „Heimat“ nenne, „zu der man immer gerne wieder zurückkehrt“.

Sie wird zum geistigen Begriff, zur „Geistesrepublik“, in der sich auch jener eine Heimat schaffen kann, der „Heimatlosigkeit“ nach Martin Heidegger als „Weltschicksal“ erfährt. Also ist Heimat nirgends und überall zu finden. Aber als ein Zuhause, das an keinen Ort sondern an Zustände gebunden ist, wie Menschen sie sich schaffen oder von sich fern halten, wenn es sich um die Ersatz-, die Retortenheimat handeln sollte. Wie das geschieht, dafür liefert auch die zeitgenössische Literatur zahlreiche Belege.

Wer sich anschickt, die falsche Heimat, die Surrogatheimat oder auch nur jene Heimat zu verlassen, die eine verletzt

und damit auf besondere Art ausgebürgert hat, der sie verlassen hat, um eine andere, wahrere zu erreichen; und wenn einer dann versucht, Vorgänge zu beschreiben, die einen notwendigen Abnabelungsprozeß zu bedingenschieben, gilt dann bei den provinziellen Biedermännern und falschen Hütern des Traditionellen als „Nestbeschmutzer“. Daher wird, wer Heimat als das Verkommene, Entstellte zu seinem Thema macht, wie das etwa Thomas Bernhard tut, zur persona non grata für jene, die es nicht aufgeben haben, einem pervertierten, zum Beispiel dem „völkischen“ Heimatbegriff oder einfach nur dem der Spießler zum Opfer zu fallen.

Peter Handke hat darüber wieder aus der Ferne nachgedacht, und zwar in seinen „persönlichen Bemerkungen zum Jubiläum der Republik“, das ist die österreichische, könnte aber auch eine andere sein, und zwar 1979/80: „Aber das Land“, so sagt er, „ist für jemanden wie mich aus der Ferne wichtig geworden. Ich denke oft an die Hügel mit den Fichtenwäldern und an all die lebendig begrabenen Leben in dem vielfältigen Land, die nicht das Glück gehabt haben, sich wenigstens halbwegs frei zu schaufeln wie zum Beispiel ich. Ich bin Schriftsteller geworden und habe mehr denn je das Gefühl, es den anderen schuldig zu sein, für sie zu schreiben. Es geht gar nicht anders. Ich bin kein Revolutionär, von dem man sagt, er müsse sich bewegen wie ein 'Fisch im Wasser'. Aber ich spüre doch beim Schreiben immer mehr die Notwendigkeit, dem Land,

ohne das ich ja nicht das wäre, was ich schlecht oder recht geworden bin, möglichst nahe zu sein und dem sogenannten Volk, von dem ich ja ein Teil bin; dabei doch die Distanz, die nötige Befremdung bewahrend, ohne die man über ein Land nicht gerecht schreiben kann“.

Schreibend finden die Dichter, die Schriftsteller – und zu ihnen zählen ja auch Persönlichkeiten wie Thomas Mann mit seiner Lübecker, Heinrich Böll mit seiner Kölner, Günther Grass mit seiner masurischen oder Martin Walser mit seiner Bodensee-Heimat und last not least Norbert Kaser mit seiner Südtiroler Heimat – hin zu einer anderen Heimat, die sie zugleich verlassen wie auf andere Weise wiederfinden oder die sie leidend beschwören.

Malend und zeichnend finden sie die Künstler. Aber nicht dadurch, daß sie die Gegend abbilden, die sie um sich erleben sondern dadurch, daß sie eine imaginäre Gegend aus sich heraus finden. In ihr vermengen sich ihre inneren mit den äußeren Erfahrungen auf eine Weise, daß daraus ein Abbild seelisch-geistiger Gestimmtheit mit Antworten auf das Vergangene entsteht, in das auch andere eindringen können. Wer sich eine geistige Wohnstatt schafft, gelangt zu einer Heimat, in der Totes und Lebendiges, Wirklichkeit und Traum, Freude am Wiedergefundenen und Schmerz über das Verlorene zusammenfinden. Der Künstler lebt in jener überwirklichen Heimat, die er aus seinen Begegnungen schöpft. Er wird erstarren und an seiner Selbstgenügsamkeit ersticken, wenn

er dem verhaftet bleibt, was ihn ohnedies umgibt und das ihn nicht daran hindern darf, fortzustreben.

„Nicht durch unser Wohnen auf dem Heimatboden, nicht durch unsere leibliche Berührung in Handel und Wandel, sondern durch ein geistiges Anhängen vor allem sind wir zur Gemeinschaft verbunden“. Das sagte Hugo von Hofmannsthal in seiner 1927 gehaltenen Rede über „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation“.

Wo wir diese Gemeinschaft nicht mehr finden, wenden wir uns von jenen ab, die sie uns nicht geben und suchen uns eine neue. Der moderne Mensch, von Hans Egon Holthusen einst der „unbehauste“ genannt, ist unterwegs, auch wenn er an einem Ort verharrt; und er wird in der Enge einer vermeintlichen Geborgenheit erstarren, wenn er nicht auf dem Weg bleibt.

„Wer hat uns also umgedreht, daß wir, was wir auch tun, in jener Haltung sind von einem, welcher fortgeht? Wer auf dem letzten Hügel, der ihm ganz sein Tal noch einmal zeigt, sich wendet, anhält, weilt, so leben wir und nehmen immer Abschied“.

Das ist Rainer Maria Rilkes Version eines Abschiedsliedes, was uns ständig begleitet zwischen Erinnerung, Verklärung und dem beklagten Verlust einer Sache, die wir vielleicht nie besessen haben sondern die uns zeitweise – als Fiktion – besessen hat. „Es ist eine ganz falsche Vorstellung“, meinte der Philosoph und Erzieher Eduard

Spranger („Der Bildungswert der Heimatkunde“, 1923) „daß man schon in eine Heimat hineingeboren werde. Zur Heimat wird diese gegebene Geburtsstätte erst dann, wenn man sich in sie hineingelebt hat. Deshalb kann man sich auch fern von dem Orte des Geborenwerdens eine Heimat schaffen“. „Ubi bene – ibi patria“ hat man dazu auch einmal gesagt.

Offenbar ist uns „Heimat“ sukzessive im Zusammenhang mit Konservierungsabsichten abhanden gekommen. Das Indiz dafür bildet die Gründung von Heimatmuseen oder das Herausbilden eines künstlichen Heimatstils (der im Bereich der Architektur schon um 1850 zu florieren begann, und zwar als städtisch geprägte Komponente im Gegensatz zu aller Pseudorustikalität von heute, an die Heimatpfleger und -schützer glauben, weil sie eben vom Retorten-Heimatbegriff ausgehen). Es stellt sich heraus, daß es nicht nur möglich ist, seine Heimat zu verlassen – auch sie kann einen verlassen. So wird man gezwungen, ihr anderswo nachzugehen.

Dem Umherschweifenden begegnet Heimat auf diese Weise unter Umständen nicht mehr am Ort, dem Land seiner Herkunft, wo Vorstellungen von Realitäten nicht mehr abgedeckt werden. Sondern dort, wo Erinnerungen an ihr Eigenes auftauchen können. Sie bilden ein Mosaik, das sich zusammensetzt aus Ahnungen, Vermutungen, Düften und zu Schmeckendem, auch optischen Erlebnissen und gedanklichen Rückkoppelungen, aus Gesichtern, Erwartungen und Hoffnungen, die in der

„alten Heimat“ nicht eingelöst werden; jedenfalls nicht von den „Tümlern“, den Heimat-, Volks-, Brauch- und Schrifttümmlern, den Predigern und Leitartiklern, mögen sie partiell auch Richtiges meinen und doch hinter den Ansprüchen derer zurücksinken, die es ernst meinen mit einer Heimatsuche (die ja nirgends aufhört, kein Ende finden darf, wenn Heimat nicht verlorengehen soll). Sie setzen die Karos auf diesem Suchfeld so klein, daß sie sich in ihnen verhängen zum Kleinkarierten, in dem Heimat zur Provinz wird, wodurch sich das Provinzielle als das Heimatliche ausgeben kann.

Wo wäre Heimat also zu finden, aufzunehmen als etwas, das wir nicht als Konserve mit uns herumtragen müssen? Wir finden sie zweifellos dort, wo uns etwas Vertrautes begegnet, das Verwandte, Gemeinschaft Schaffende (wenn es nicht – wie so häufig – manipuliert wird). Das kann auf verschiedenen Niveaus geschehen, zwischen Stallgeruch und Gedankenflug, Nestwärme und der Begegnung mit einem Bewußtsein, das dem unseren, wenn es nicht ein dumpfes Rottengefühl ist, gleicht: Es kann nur die Begegnung mit denkenden, empfindenden Individuen und nicht mit verordneten Zugehörigkeiten oder Ideologien und damit verbundenen Wälungen sein.

So gesehen gibt es für alle eine persönliche und für viele eine allgemeine Heimat mit entsprechenden Differenzierungen, über die nachzudenken sich lohnt.

Dieses Nachdenken ist auch deswegen wichtig, weil es vie-

les relativiert, vieles klärt, die eigene Position innerhalb einer Gesellschaft fixiert, fundamentierte oder in ihren Konflikten erkennbar werden läßt. Ich kann mir keinen Heimatbegriff vorstellen, innerhalb dessen sich einer nicht bewußt würde, daß er auch mit Qualen verbunden sei. Wichtig aber ist, daß ich mich von vorgedachten Begriffen befreie, und meine eigenen an meinem Ort und in mir selbst finde und festige.

Wer Heimat sucht, forscht also nach jenem Koordinatennetz, in dem er sich als empfindsames, denkendes, in Bewegung bleibendes, seine Standorte nach Bedarf auch veränderndes, neue Positionen einnehmendes, Grundlagen für ein Bewußtsein seiner selbst suchendes Individuum selbst wiedererkennen kann.

Vielleicht findet einer seine Heimat zwischen den Stauferburgen in Apulien und dem Dom von Erfurt, den romanischen Kirchen im Burgund und dem Wiener Stephansdom, wenn er feststellt, das von alledem etwas auch in seinem engsten Lebensbereich als Relikt einer Geistigkeit Eingang gefunden hat, an die er sich als letztes Glied einer langen Entwicklungskette halten kann, weil er dann weiß, daß ihn die Toten auf seinem Weg begleiten und ihn in ihr Vermächtnis einbinden – ein Vermächtnis, das Heimat in einem übergeordneten Sinn schafft und das weit über den jeweiligen Ort, die jeweilige Landschaft, die jeweilige Zeit, die jeweiligen Verwirrungen als eine unbestimmte Sehnsucht hinausreicht; weit über jedes diesen Strom ins brackige Gewässer falscher

und toter Heimattotalität ableitende Empfinden hinaus.

Heimat, das ist ewiges Suchen und auch Finden, Aufgeben und Wiedererlangen und insofern etwas Imaginäres, das uns zeitweise als Wirklichkeit vorkommt; Heimat ist immer und nie.

Dieser Beitrag basiert auf einem in Bozen im Rahmen des Arbeitskreises Südtiroler Mittelschullehrer Mitte Oktober 1984 gehaltenen, zur Diskussion anregenden Referat.

Nachtrag. Im November 1984 fand in Wien im Bundesländerhaus eine Diskussionsveranstaltung zum Thema „Identität + Heimat – Zum Selbstverständnis der Tiroler“ statt. Dieses Selbstverständnis – ein wohl auch zu relativierendes – kam kaum zum Ausdruck, es sei denn, daß man sich von überkommenden Heimatbegriffen zu lösen sucht. Mehr brachte das Motto auf der Einladung aus Nietzsches „Zarathustra“ zum Ausdruck, was die Heimat des „modernen“ Menschen ausmachen kann: „Was ich an Heimat habe, liegt da und dort verteilt im Bewußtsein meiner Freunde“. Der Philosoph Ernst Bloch sieht „Heimat“ in seinem Entwurf „Das Prinzip Hoffnung“ überhaupt erst werden, wenn „Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen“. Und weiter: „Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, was allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“